

EIN AB DISCOVERY-BUCH

RÜCKKEHR ZUR KINDHEIT

BAND 1

MADLINE WOOD
MICHAEL BENT
MAXWELL VOSS
EVELYN HUGHES

Rückkehr zur Kindheit

von

Madeline Wood

Michael Bent

Maxwell Voss

Evelyn Hughes

Erstveröffentlichung 2026

Copyright © AB Discovery

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieser Veröffentlichung darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Herausgebers und des Autors reproduziert, in einem Datenabfragesystem gespeichert oder in irgendeiner Form oder mit irgendwelchen Mitteln, elektronisch, mechanisch, durch Fotokopieren, Aufzeichnen oder auf andere Weise übertragen werden.

Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen oder tatsächlichen Ereignissen ist rein zufällig.

Rückkehr zur Kindheit

Titel: Rückkehr in die Kindheit Band 1

Autorin: Madeline Wood

Herausgeber: Michael Bent, Rosalie Bent

Herausgeber: AB Discovery

© 2026

www.abdiscovery.com.au

Dieses Buch und alle Titel von AB Discovery sind jetzt auch als Hörbuch erhältlich.

INHALT

Babytherapie	8
Kapitel Eins	9
Kapitel Zwei	19
Kapitel Drei	30
Kapitel Vier	38
Kapitel Fünf.....	44
Die Babyfalle.....	57
Kapitel Eins: Samantha.....	58
Kapitel Zwei: Gary	64
Kapitel Drei: Die Party	71
Kapitel Vier: Zu Hause	78
Kapitel Fünf: Die Falle.....	85
Kapitel Sechs: Die Entscheidung.....	94
Kapitel Sieben: Werden.....	102
Kapitel Acht: Das neue Leben	109
Kapitel Neun: Erzählen.....	117
Kapitel Zehn: Die Party.....	129
Kapitel Elf: Die alleinerziehende Mutter	137
Letzte Chance: Die Entstehung eines Babys.....	141
Kapitel Eins – Veronica.....	142
Kapitel Zwei – Connie.....	154
Kapitel Drei – Das Paddel	166
Kapitel Vier – Das Tagebuch.....	179

Rückkehr zur Kindheit

Kapitel Fünf – Höschen.....	189
Kapitel Sechs — Schlimmer.....	201
Kapitel Sieben – Morgencheck.....	215
Kapitel Acht – Nasse Hosen	226
Kapitel Neun – Einkaufen.....	238
Kapitel Zehn – Die schmutzige Windel.....	250
Kapitel Elf – Aaron.....	262
Kapitel Zwölf – Die Tracht Prügel, die er verlangte	278
Kapitel Dreizehn – Der Schnuller	292
Kapitel Vierzehn – Schluss mit der Toilette.....	307
Kapitel Fünfzehn – Rosa Bär	321
Kapitel 16 – Babykleidung	333
Kapitel Siebzehn – Die Frage.....	344
Kapitel Achtzehn — Zuhause.....	355
Kapitel Neunzehn – Aaron kehrt zurück	372
Epilog.....	388
Die Wäscheleine	405
Kapitel 1	406
Kapitel 2	410
Kapitel 3	415
Kapitel 4	418
Kapitel 5	422
Kapitel 6	425
Kapitel 7	428

Rückkehr zur Kindheit



EIN AB-ENTDECKUNGSBUCH

Babytherapie

Wenn eine Mutter von ihrer erwachsenen Babytochter erfährt

MADELINE WOOD

Babytherapie

von

Madeline Wood

Babytherapie

Kapitel Eins

Der Windeleimer musste erneut geleert werden.

Melanie stand in der Tür zu Carlys Zimmer. Sie betrachtete es immer noch als Carlys Zimmer, obwohl es sich über die Jahre verändert hatte, etwas, wofür sie kein richtiges Wort fand. Sie sah den weißen Plastikeimer mit dem grauen Schwingdeckel an und zählte im Stillen die Tage, seit sie ihn das letzte Mal geleert hatte. Drei. Drei Tage waren vergangen, und er war schon wieder voll. Das sah sie daran, wie der Deckel leicht schief saß und nicht ganz schloss; ein schmaler Spalt vorne verriet: *zu viel, zu viel, zu viel.*

Sie ging hinein, hob den Mülleimer hoch, trug ihn ins Badezimmer, erledigte ihre Arbeit, kam zurück und stellte ihn in die Ecke neben die Wickelaufgabe. Die Wickelaufgabe lag auf dem Boden, weil der Tisch, auf dem sie einst gelegen hatte – ein richtiger weißer Wickeltisch, den sie in den ersten Monaten ihrer Verwirrung gekauft hatte, bevor sie begriffen hatte, dass das keine Phase war –, vor achtzehn Monaten kaputtgegangen war und sie ihn nicht ersetzt hatte. Carly war neunzehn. Ein Wickeltisch fühlte sich immer noch an wie eine Aussage, deren Bedeutung ihr noch nicht ganz klar war.

Das Zimmer roch nach Schlaf, Babypuder und dem leichten, süßlichen Duft von Windeln, selbst wenn sie sauber waren. Auf dem Fensterbrett standen zwei Teddybären: ein großer brauner, den Carly seit ihrem dritten Lebensjahr besaß und dessen Ohren schon etwas abgenutzt waren, und ein neuerer rosafarbener, den Melanie letztes Weihnachten gekauft hatte, weil Carly so lange, so unendlich lange, davor in einem Laden gestanden hatte, dass es ihr schließlich wie Grausamkeit vorgekommen war, ihn nicht zu kaufen. Zwischen den beiden schlief ihre Tochter. Es war halb zehn Uhr morgens.

Melanie betrachtete sie einen Moment lang. Carly lag auf dem Rücken, einen Arm ausgestreckt, die Bettdecke halb abgezogen, und trug einen hellgelben Strampler mit kleinen Enten darauf. Der Strampler war einer von vieren, die Melanie vor drei Monaten online

Babytherapie

bestellt hatte, nachdem Carly eine besonders schlimme Woche hintereinander durchgemacht hatte – zweimal pro Nacht, zweimal hintereinander, zwei Nächte lang. Die Windel war am Bein sichtbar, dick, und Melanie konnte anhand von Carlys Lage erkennen, ohne nachzusehen, dass sie gewechselt werden musste, sobald sie aufwachte. Der Schnuller steckte noch in ihrem Mund und bewegte sich sanft mit ihrem Atem.

Sie war wunderschön. Das war es, was Melanie immer wieder innehalten ließ, selbst jetzt noch, selbst in der grauen Müdigkeit eines weiteren Morgens. Carly war wunderschön. Sie hatte dunkle Haare, ihr Gesicht verlor im Schlaf all die Anspannung des Tages, die markanten Kieferpartien und der Ausdruck hinter ihren Augen, auf den sich Melanie in den letzten Monaten jeden Morgen gefasst gemacht hatte. Im Schlaf war sie einfach nur ihre Tochter. Genau dasselbe Kind, das sie immer gewesen war.

Melanie zog die Tür zu und ging nach unten.

Sie kochte Kaffee und stand am Küchenfenster mit Blick in den Garten. Der Garten brauchte Pflege. Fast alles brauchte Pflege. Seit zwei Jahren arbeitete sie wieder in Teilzeit, drei Tage die Woche von zu Hause aus im Bereich Dateneingabe für ein Logistikunternehmen. An ihren Arbeitstagen gelang es ihr – sie zwang sich dazu –, den Anschein eines normalen Lebens zu wahren. An den anderen Tagen drohte dieser Anstand zu zerfallen. Es gab immer Windeln, immer Wäsche, immer diese unterschwellige Angst, jeden Moment die Stille von oben zu hören, die bedeutete, dass Carly aufgewacht war, und dass der Verlauf der nächsten Stunde völlig von etwas abhing, das Melanie noch nicht vorhersehen oder verstehen konnte.

Sie hatte es fast niemandem erzählt.

Ihre Freundin Diane wusste von den Nachtwindeln. Sie hatte ihr vor achtzehn Monaten, bei einem gemütlichen Abend mit Wein und offenen Gesprächen bei Diane, mehr erzählt, als sie eigentlich wollte, und Diane war ... sie war tatsächlich freundlich gewesen.

Babytherapie

Überrascht, aber freundlich. Sie hatte gesagt: „*Oh, Mel, das muss schwer sein. Ist es vielleicht medizinisch bedingt?*“ Und Melanie hatte geantwortet: „*Wahrscheinlich, ja, das denken sie*“, und das Gespräch dann gelenkt. Sie hatte nichts von den Schnullern gesagt. Nichts von den Spielsachen. Und schon gar nichts von den Tageswindeln, die seit sechs Wochen fester Bestandteil ihres Alltags waren.

Die Windeln für tagsüber waren der Auslöser für das, was Melanie schon seit Jahren im Stillen beschäftigte. Carly hatte fast das ganze letzte Jahr über tagsüber eingenässt. Anfangs nicht immer, nicht jeden Tag, aber immer häufiger, und Melanie hatte ihr Windelhöschen gekauft. Sie hatte sie ihr auf die vorsichtige, umständliche Art vorgeschlagen, mit der sie Carly Dinge näherzubringen gelernt hatte. Carly hatte sie erst abgelehnt, dann akzeptiert und schließlich das Interesse daran verloren, rechtzeitig aufs Klo zu gehen, selbst mit Windeln. Die Windelhöschen reichten nicht mehr aus. Vor sechs Wochen, eines Morgens, hatte Melanie ihrer neunzehnjährigen Tochter, die im fahlen Morgenlicht im Badezimmer stand und die Wand anstarrte, eine richtige Tageswindel angezogen. Und seitdem hatten beide kein Wort mehr darüber gesprochen.

Carly ging nicht zur Schule. Sie hatte sie mit sechzehn verlassen, nicht offiziell ausgeschlossen, sondern nach einer Reihe von Fehlzeiten und unzähligen Gesprächen mit besorgten Lehrern, die Melanie mit anhören musste und in denen immer wieder dieselben Phrasen fielen: *Sie hat Probleme, sie macht eine schwere Zeit durch, wir bekommen Unterstützung*. Diese Unterstützung war lückenhaft und letztendlich, so dachte Melanie, irrelevant. Die Schule hatte Carly nicht erreichen können, egal wo sie sich gerade befand. Melanie, die keine Schule war, sondern ihre Mutter, die sie bedingungslos und grenzenlos liebte, hatte es auch nicht geschafft.

Babytherapie

Sie nippte an ihrem Kaffee. Über ihr hörte sie Bewegung, die langsamen, schweren Schritte von jemandem, der widerwillig erwachte, und spannte sich unwillkürlich an.

Vierzig Minuten später kam Carly die Treppe herunter, nachdem sie geduscht und die Windel selbst gewechselt hatte – ein gutes Zeichen. An schlechten Morgen kam sie einfach so herunter und wartete, bis Melanie sich um sie kümmerte. An solchen Morgen spürte Melanie etwas, wofür sie noch kein Wort gefunden hatte. Es war kein Groll, nicht ganz, aber etwas Ähnliches, etwas, das sie beschämte, weil es sich gegen ihr eigenes Kind richtete. Heute Morgen trug Carly Leggings und einen weiten Pullover, ihr dunkles Haar war noch feucht. Wortlos ging sie zum Kühlschrank und betrachtete ihn lange.

„Es gibt Müsli“, sagte Melanie.

Carly gab ein leises Geräusch von sich, das kaum als Zustimmung zu werten war. Sie nahm den Orangensaft aus dem Kühlschrank, schenkte sich ein Glas ein und stellte ihn zurück. Sie stand an der Küchentheke, trank ihn und blickte zur gegenüberliegenden Wand.

"Bist du hungrig?"

Nichts.

Das war das andere. Die Stille. Stille und Wut waren zwei Seiten derselben Medaille. Melanie hatte angefangen zu glauben, dass beides eine Art Mauer bildete, und welche Seite Carly an einem bestimmten Morgen zeigte, verriet Melanie etwas über den bevorstehenden Tag, auch wenn sie noch nicht genau wusste, was. Stille bedeutete Ausgrenzung. Wut bedeutete ... sie wusste nicht, was Wut bedeutete. Sie kam ohne ersichtlichen Grund und ging genauso schnell wieder, und dazwischen konnte sie sehr laut sein, und ein- oder zweimal waren Dinge geworfen worden, nichts Ernstes, ein Plastikbecher, eine Zeitschrift, aber allein die Möglichkeit reichte aus, um Melanie auf Distanz zu halten, selbst

Die Babyfalle

von
Evelyn Hughes

Erstveröffentlichung 2026

Kapitel Eins: Samantha

Die Diagnose kam an einem Dienstag im März, einem Tag, den Samantha immer schon für einen seltsamen Tag für das Ende von etwas gehalten hatte. Dienstage waren unspektakulär. An ihnen standen Zahnarzttermine und Arbeitstreffen an, die genauso gut per E-Mail hätten abgewickelt werden können. Es waren nicht die Tage, an denen einem leise und mit viel Bedacht mitgeteilt wurde, dass der eigene Körper das eine nicht tun würde, wovon man immer ausgegangen war, dass er es irgendwann tun würde.

Sie war sechsundzwanzig Jahre alt gewesen. Gary hatte im Wartezimmer mit einer Zeitschrift gesessen, die er nicht las, und als sie durch die Tür zurückkam, hatte er zu ihr aufgesehen und es, ohne dass es ihm gesagt worden war, gewusst.

Das Wort, das der Berater benutzte, war „*unwahrscheinlich*“. Er wiederholte es mehrmals in leicht abgewandelter Form. Unwahrscheinlich, dass eine natürliche Empfängnis erfolglos bleiben würde. Unwahrscheinlich, dass eine künstliche Befruchtung angesichts der besonderen Art des Problems ein anderes Ergebnis bringen würde. Er war nicht unfreundlich. Er gab ihr ein Blatt Papier mit den Namen von Hilfsorganisationen, das sie sorgfältig in der Mitte faltete, in ihre Tasche steckte und sich bedankte. Dann gingen sie und Gary auf den Parkplatz und blieben einen Moment schweigend neben dem Auto stehen.

Nun ja, hatte Gary gesagt.

Ja, hatte sie gesagt.

Sie waren nach Hause gefahren, hatten Tee gekocht, saßen am Küchentisch und sprachen vernünftig und gründlich darüber. Gary hatte ihre Hand gehalten und ihr all das gesagt, was sie hören musste. Am Abend war sie früh ins Bett gegangen, lag im Dunkeln und spürte, wie etwas sie verließ, das sie nicht genau benennen konnte. Nicht direkt die Hoffnung. Hoffnung kam und ging, und ihre Bewegung war vertraut. Etwas Mächtigeres als Hoffnung, ein Boden

Die Babyfalle

unter den Füßen, dessen Bedeutung sie erst bemerkt hatte, als er plötzlich verschwunden war.

Sie war in einem Haus aufgewachsen, in dem Kompetenz großgeschrieben wurde. Ihre Mutter war eine Frau, die Probleme löste, bevor sie zu Krisen wurden, die stets den Gefrierschrank gefüllt und das Auto in der Werkstatt hatte und die mühelos ein Badezimmer neu verfugen und am selben Nachmittag ein Drei-Gänge-Menü zubereiten konnte. Ihr Vater war ruhiger, herzlicher, ein Geografielehrer an einer weiterführenden Schule, der Romane las und am Wochenende die Jugendfußballmannschaft trainierte. Er nannte Samantha immer wieder *liebevoll* „*Liebling*“. Sie waren keine Familie, die viel Aufhebens um sich machte, aber sie hielten fest zusammen, und das Haus hatte sich immer wie ein Ort angefühlt, der genau wusste, wozu er da war.

Samantha hatte von ihrer Mutter die Angewohnheit übernommen, Dinge ordentlich zu erledigen. Sie war eine fähige und konzentrierte Schülerin gewesen, die in den Naturwissenschaften besser war als in den Geisteswissenschaften, obwohl sie auch privat viel gelesen hatte. Sie hatte Diätetik studiert, was ihr sehr zusagte: Es war ein Fachgebiet mit realen und praktischen Anwendungsgebieten, das Wissen auf eine Weise mit dem Alltag der Menschen verband, die sie als sehr befriedigend empfand. Sie war nicht die Art von Studentin gewesen, die bis drei Uhr morgens aufblieb und es am nächsten Morgen bereute. Langweilig war sie aber keineswegs. Sie hatte Freunde, ging gern aus, war umgänglich, aber sie hatte, selbst mit zwanzig, eine so gefestigte Persönlichkeit, dass manche sie für älter hielten.

Sie hatte Gary mit 23 Jahren durch einen gemeinsamen Freund bei einem Geburtstagsessen kennengelernt, zu dem sie beinahe nicht gegangen wäre. Er war damals 25 und arbeitete in der Logistik. In der ersten halben Stunde hatte er sie zweimal zum Lachen gebracht, was sie immer als gutes Zeichen betrachtet hatte. Er wirkte eher bodenständig als konventionell gutaussehend und

Die Babyfalle

hatte eine ruhige Art, die sie sofort anziehend fand. Sie hatten sich fast den ganzen Abend unterhalten, Nummern ausgetauscht und waren am darauffolgenden Wochenende spazieren gegangen. Daraus wurden fünf Stunden, ein Besuch in einem thailändischen Restaurant und ein etwas unbeholfener Abschied vor ihrer Tür, über den sie beide am nächsten Tag am Telefon lachend sprachen.

Sie hatte es nie eilig gehabt. Wie junge Menschen, denen noch nichts Schlimmes widerfahren ist, ging sie davon aus, dass die Zukunft weitgehend feststand und sich in der erwarteten Reihenfolge erfüllen würde. Karriere. Heirat. Kinder. Sie betrachtete dies weniger als Plan denn als Erwartung, eine Erwartung, deren Umrisse sie schon kannte, seit sie alt genug war, um zu verstehen, dass das Leben voranschreitet.

Die Diagnose veränderte diese Erwartung. Sie zerstörte sie nicht. Sie hatte sich etwa drei Monate Zeit gegeben, um das zu betrauern, was sie zu betrauern glaubte, und sie hatte diese drei Monate gründlich und ohne Selbsttäuschung genutzt. Sie hatte mehr geweint, als sie erwartet hatte. Sie war wütend gewesen, auf eine Weise, die sie nur schwer kanalisieren konnte, was ungewöhnlich für sie war. Sie hatte eine Stunde lang vierzig Minuten im Auto vor dem Supermarkt gesessen, nicht direkt weinend, aber auch nicht in der Lage, hineinzugehen, und sie hatte gedacht: *So ist es nun mal, und ich kann entweder jemand werden, der davon bestimmt wird, oder jemand, der es nicht wird.*

Sie hatte sich mit der ihr eigenen Besonnenheit dafür entschieden, sich *nicht* davon definieren zu lassen.

Sie und Gary hatten ernsthaft über Adoption gesprochen. Sie hatten Informationsabende besucht, Broschüren gelesen und mit einer Sozialarbeiterin gesprochen, die zügig, pragmatisch und nicht unfreundlich war. Letztendlich hatten sie sich dagegen entschieden, aus Gründen, die sich schwerer benennen ließen, als sie beide erwartet hatten. Es war nicht der Prozess, zu dem sie sich beide bereit erklärt hatten. Es war etwas Schwererfassbares, das Gefühl,

Die Babyfalle

noch nicht ganz bereit zu sein, dass sie erst gemeinsam einen Punkt erreichen mussten, bevor sie es richtig angehen konnten. Sie hatten vereinbart, das Thema in einem Jahr erneut aufzugreifen. Das Jahr war vergangen, und sie hatten es nicht wieder aufgegriffen, und nach einer Weile wurde die Abwesenheit des Themas in ihren Gesprächen selbst zu einer Art Antwort.

Sie war gut in ihrem Beruf. Mit dreißig Jahren hatte sie von der klinischen Arbeit in die Privatpraxis gewechselt und sich durch Empfehlungen und ihren Ruf, direkt, aber nicht abweisend zu sein, stetig einen festen Patientenstamm aufgebaut. Zwei Tage die Woche arbeitete sie in einem gemieteten Praxisraum in einem umgebauten viktorianischen Haus in einem besseren Viertel der Innenstadt, die übrigen Tage von zu Hause aus. Ihr besonderes Interesse galt Essstörungen, zu denen sie durch Fachliteratur und eine enge Freundin, die jahrelang darunter gelitten hatte, gekommen war. Sie behandelte diese Störungen mit einer Strenge und Geduld, für die ihre Patienten ihr letztendlich dankbar waren.

Die Arbeit erfüllte sie. Das war nicht nichts. In den Jahren nach der Diagnose hatte sie bemerkt, dass ein Teil des Raumes, den sie sich für ein Kind vorgestellt hatte, nun von der besonderen Aufmerksamkeit eingenommen wurde, die sie ihren Klienten schenkte. Es war nicht dasselbe, kein Ersatz, aber dennoch etwas Reales, eine Möglichkeit, jemandem zu helfen, der genau das brauchte, was sie zu bieten hatte.

Sie sprach mit nicht vielen Menschen über die Diagnose. Ihre Mutter wusste Bescheid, ihre beste Freundin Jess auch, und das reichte ihr im Großen und Ganzen. Sie wollte kein Mitleid von Leuten, die nicht wussten, wie sie damit umgehen sollten. Sie wollte nicht bevormundet werden. Sie hatte die Sache selbst schonend gehandhabt, und im Großen und Ganzen war sie damit erledigt.

Die Ehe.

Sie hätte nicht genau sagen können, wann die Wärme in ihrer Beziehung nachgelassen hatte. Es war kein einzelnes Ereignis. Es

Die Babyfalle

war ein schleichender Prozess, das langsame Auseinanderleben zweier Menschen, die nicht direkt unglücklich waren, nicht unglücklich genug, um etwas dagegen zu unternehmen, die aber nach den alltäglichen Reibereien des Arbeitslebens und den müden Abenden und Wochenenden, die nie so richtig zu dem wurden, was sie hätten sein können, nicht mehr zueinander fanden.

Sie hatte auf einer Konferenz in Edinburgh einen Mann geküsst. Das war nun zwei Jahre her. Sie war nicht stolz darauf und entschuldigte es auch nicht, aber sie hatte es ehrlich betrachtet und verstanden. Sie hatte auf eine Weise, die ihr im Alltag verwehrt blieb, das Bedürfnis verspürt, begehrt zu werden. Der Mann war ein Kollege aus einer anderen Einrichtung gewesen, sympathisch und unkompliziert an ihr interessiert. Sie hatte ihn einmal vor einer Hotelbar geküsst, war zurück in ihr Zimmer gegangen, hatte eine Stunde lang wach gelegen, war dann eingeschlafen und hatte ihn nicht mehr kontaktiert. Gary hatte sie nichts davon erzählt. Doch einen Monat später küsste sie einen anderen Mann und verbrachte diesmal Zeit in seinem Bett, spürte die Intimität, die ihr so sehr gefehlt hatte. Die Affäre drehte sich nur um Sex und nicht viel mehr, und das war ihnen beiden klar. Nach drei Monaten beendeten sie sie einvernehmlich.

Sie wusste nicht und hatte es nie herausgefunden, ob Gary etwas Ähnliches getan hatte. Ungefähr ein Jahr nach Edinburgh hatte es eine Zeit gegeben, in der er sich auf eine bestimmte Art distanziert verhalten hatte, was ihr zwar aufgefallen war, aber sie hatte nicht nachgehakt. Sie ahnte etwas, fragte aber nicht nach, weil sie sich nicht in die Lage bringen wollte, Fragen stellen zu müssen, während sie selbst Edinburgh trug. Also hatten sie es einfach dabei belassen. Sie war jedoch überzeugt, dass er eine Affäre hatte, und hoffte insgeheim, dass es wie ihre eigene war, nur ein Verlangen nach sexueller Nähe, aber keine romantische Beziehung.

Sie waren keine Feinde. Das war wichtig. Sie mochten einander auf eine gewisse Weise, so wie man jemanden mag, der

Letzte Chance: Die Entstehung eines Babys

Letzte Chance: Die Entstehung eines Babys

von
Michael Bent

Letzte Chance: Die Entstehung eines Babys

Kapitel Eins – Veronica

Der Geruch schlug ihr entgegen, sobald sie die Tür öffnete.

Veronica Harland hatte seit vier Jahren mit nassen Laken zu kämpfen und hatte sich immer noch nicht daran gewöhnt. Man sollte meinen, nach vier Jahren hätte man sich daran gewöhnt. Weit gefehlt.

Sie stand in der Tür zum Zimmer ihres Sohnes und betrachtete den Schaden. Joshua lag noch im Bett, das Gesicht zur Wand gewandt, einen Arm über die Bettkante hängend. Die Bettdecke war irgendwann in der Nacht ans Fußende gerutscht, wahrscheinlich weil ihm die Hitze der feuchten Stelle selbst unangenehm geworden war. Das Laken unter ihm war vom Kissen bis über seine Hüften hinweg tiefgelb verfärbt. Wieder bis zum Kissen.

„Joshua.“ Ihre Stimme blieb ruhig. „Steh auf.“

Nichts.

„Joshua, ich spreche mit dir.“

Ein Gurren. Der Arm wurde vom Bettrand zurückgezogen.

„Es ist sieben Uhr. Steh auf und dusch.“

„Gleich.“

„Jetzt bitte.“

„Ich sagte doch gleich, Mama.“ Seine Stimme war verschlafen und schon gereizt, als wäre sie das Problem. Als hätte sie das Bett von Kopf bis Fuß durchnässt.

Veronica ging zum Fenster und zog den Vorhang zurück. Helles Morgenlicht fiel in den Raum und auf ihren Sohn, der sich sofort den Arm vors Gesicht schlug.

„Oh, im Ernst jetzt?“

„Hoch“, sagte sie schlicht. „Jetzt.“

Joshua Harland richtete sich langsam auf. Er war achtzehn Jahre alt, kräftig gebaut, dunkelhaarig und trug einen finsternen Blick, der verriet, dass ihm die Welt etwas schuldete, was sie ihm bisher

Letzte Chance: Die Entstehung eines Babys

nicht erwiesen hatte. Er blickte gefühllos auf das Bett unter sich. Keine Scham, keine Verlegenheit. Nur eine kurze, emotionslose Bestätigung der Tatsachen, die er schnell wieder verwarf.

Er griff nach seinem Handy auf dem Nachttisch.

„Joshua.“

"Was?"

„Die Laken.“

„Was ist mit ihnen?“

Veronica sah ihn an. „Du musst das Bett abziehen.“

„Ich mache es später.“

„Das hast du gestern schon gesagt.“

„Und ich werde es heute tun. Später.“ Er schaute bereits auf sein Handy und scrollte mit dem Daumen durch etwas. Ganz woanders.

Das geht jetzt schon vier Jahre so. „Das hast du am Montag auch schon gesagt.“

„Mama.“ Er sah sie mit einem Ausdruck an, der Langeweile und Verachtung gleichermaßen vereinte. „Ich hab doch gesagt, ich mach's. Lass es einfach gut sein, ja?“

„Die Laken liegen seit letztem Sonntag auf dem Bett. Das sind sechs Tage, Joshua.“

„Herzlichen Glückwunsch, dass Sie zählen können.“

Veronica holte tief Luft. Von Natur aus war sie eine besonnene Frau, groß, mit scharfem Blick, die weder zu lauten Stimmen noch zu theatralischen Frustrationsausbrüchen neigte. Nach dem Weggang ihres Mannes, als die Kinder noch klein waren, hatte sie sie größtenteils allein großgezogen, und das mit Bravour, mit Entschlossenheit und ohne übertriebenes Drama. Felicia, ihre Älteste, war der beste Beweis dafür. Zweiundzwanzig Jahre alt, bodenständig, fähig, mit einem guten Job und noch immer freiwillig bei ihren Eltern wohnend.

Joshua hingegen war der Beweis für etwas ganz anderes.

Letzte Chance: Die Entstehung eines Babys

„Geh duschen“, sagte sie. „Und wenn du wieder rauskommst, werden die Laken vom Bett genommen.“

"Bußgeld."

"Ich meine es."

„Ich sagte doch, in Ordnung, oder?“

Er stand bereits auf, und die Bewegung offenbarte das ganze Ausmaß der Schäden der Nacht. Seine Unterwäsche war völlig durchnässt. Wortlos und ohne einen Blick an ihr vorbei, das Handy in der Hand, verschwand er im Badezimmer gegenüber. Die Tür schloss nicht leise.

Veronica stand einen Moment in seinem Schlafzimmer.

Das nasse Bett. Die herumliegenden Kleidungsstücke auf dem Boden, darunter eine Fußballshorts, die dort mindestens seit Donnerstag lag. Der Schreibtisch voller leerer Gläser, einem Teller, in dem eine Gabel eingetrocknet war, und mehreren zerknitterten Taschentüchern, die sie nicht näher betrachten wollte. Der Mülleimer, etwa 60 Zentimeter vom Schreibtisch entfernt, der offenbar seit einiger Zeit in der vergangenen Woche nicht mehr benutzt worden war.

Sie zog die Bettlaken selbst ab.

Sie hatte sich geschworen, es nicht zu tun. Das hatte sie sich monatelang Woche für Woche gesagt. Und Woche für Woche, nachdem sie lange genug gewartet hatte, zog sie das Bett selbst ab, denn eine nasse Matratze, die nicht gereinigt wurde, entwickelte ihre eigenen Probleme – und schließlich hatte sie die Matratze selbst gekauft. Der allgegenwärtige Plastikschröner mühte sich zwar ab, die Matratze trocken zu halten, aber sie wusste, dass schon ein kleiner Riss oder eine leichte Beschädigung genügen würde, um die Matratze durchnässen zu lassen.

Felicia Harland fand ihre Mutter in der Wäscherei vor, wo sie gerade die Waschmaschine belud, mit dem Gesichtsausdruck einer Person, die eine Aufgabe erledigt, die sie schon viel zu oft ausgeführt hat.

Letzte Chance: Die Entstehung eines Babys

„Schon wieder?“, sagte sie, obwohl sie die Antwort bereits kannte.

„Er liegt seit Sonntag in denselben nassen Laken.“

Felicia lehnte sich an den Türrahmen. Sie war groß wie ihre Mutter, hatte deren dunkle Augen und das markante Kinn ihres Vaters, und in den letzten Jahren hatte sie eine besondere Ruhe entwickelt, die den Eindruck aufmerksamer Beobachtung erweckte. Sie beobachtete die Menschen. Besonders Joshua beobachtete sie mit jener Mischung aus Verzweiflung und Beschützerinstinkt, die ältere Schwestern oft gegenüber schwierigen jüngeren Brüdern empfinden.

„Hat er sie ausgezogen?“

"Was denken Sie?"

„Ich glaube, ich muss mit ihm reden.“

„Er ist unter der Dusche.“

„Er kann mich durch die Tür perfekt hören.“

„Felicia“, sagte Veronica und schloss den Deckel der Maschine. „Fang den Tag nicht mit Streit an. Davon gab es schon genug.“

„Es gäbe keine Streitereien, wenn er seine Bettwäsche selbst abziehen würde.“

"Ich weiß, dass."

„ Oder duschen Sie vor Mittag.“

"Ich weiß."

„Oder die Küche nicht so aussehen zu lassen wie...“

„Felicia.“ Veronica drehte sich um. „Ich weiß. Mir ist das alles sehr wohl bewusst. Aber ich muss nachdenken, nicht streiten.“

Felicia schwieg einen Moment. „Sprechen wir über das andere?“

Veronica antwortete nicht sofort. Sie schaltete die Waschmaschine ein und verließ dann die Waschküche in die Küche. Felicia folgte ihr.

Letzte Chance: Die Entstehung eines Babys

Das Haus der Harlands war ein großzügiges Anwesen, etwa zwanzig Minuten außerhalb der Stadt, gelegen auf einem, wie es in der Immobilienanzeige hieß, „beträchtlichen ländlichen Grundstück“. Tatsächlich umfasste es etwas mehr als dreitausend Quadratmeter eingewachsenen Garten, einen weitläufigen Rasen, eine Doppelgarage und ein bescheidenes, aber gut gepflegtes Holzhaus, das Veronica über fünfzehn Jahre hinweg langsam und sorgfältig renoviert hatte. Es war ihr Zuhause, wie es nur wenige Häuser sind. Sie hatte jede Fliese, jede Armatur, jede Farbe selbst ausgesucht. Es verkörperte fünfzehn Jahre entschlossener Unabhängigkeit, und darauf war sie stolz.

Joshuas Schlafzimmer befand sich im hinteren Teil des Hauses, und an den schlimmsten Morgen konnte sie sogar von der Küche aus erkennen, ob die Nacht schlecht gewesen war.

Die letzte Nacht war schlimm gewesen.

Felicia saß am Küchentisch, während ihre Mutter Kaffee kochte.

„Sprechen wir darüber?“, fragte sie erneut.

„Ja“, sagte Veronica. „Wir sprechen darüber.“

Das „andere Ding“ hatte eine längere Vorgeschichte als die nassen Laken, obwohl Veronica beides miteinander verband. Bei Joshua hing alles zusammen: das Bettnässen, seine Attitüde, seine Faulheit, sein völliges Verantwortungsbewusstsein. Und jetzt auch noch das andere.

Drei Wochen zuvor hatte Veronica einen Anruf von einem Detective Senior Constable erhalten, dessen Namen sie sich sofort notierte, weil sie sich vor lauter Angst nicht daran erinnern konnte. Die Details waren nichts, was sie leichtfertig jemandem anvertrauen würde. Joshua war in eine gefährliche Situation geraten. Er hatte die Grenze noch nicht ganz überschritten, weshalb er zu Hause und nicht anderswo war. Aber er hatte sich direkt daneben befunden, in Gesellschaft von Menschen, die diese Grenze inzwischen selbst überschritten hatten.

Letzte Chance: Die Entstehung eines Babys

Der Kriminalbeamte hatte unmissverständlich klargemacht: Ein weiterer Vorfall, und es gäbe keinen Spielraum mehr. Der nächste Anruf wäre keine Höflichkeitsgeste. Er würde Handschellen mit sich bringen.

Als Veronica ihm diese Information mitteilte, zuckte Joshua nur mit den Achseln und meinte, er hätte ja eigentlich nichts getan. Sie hatte seitdem nicht mehr richtig geschlafen.

„So kann es nicht weitergehen“, sagte Felicia.

"NEIN."

„Er hört dir nicht zu. Er hört mir kaum zu. Und die Sache mit... mit seinem Zimmer...“

"Ich weiß."

„Wir können das nicht einfach ignorieren und hoffen, dass er sich wieder gefangen nimmt.“

„Ich ignoriere es nicht.“

„Und was machst du dann, Mama?“

Es war keine unfreundliche Frage. Felicia war die Einzige in Veronicas Leben, die sie so etwas fragen konnte, ohne dass es sich wie ein Angriff anfühlte.

Veronica setzte sich mit ihrem Kaffee hin. Sie umfasste die Tasse mit beiden Händen.

„Ich habe mit seiner Bewährungshelferin gesprochen ...“ Sie brach ab. „Nicht mit der Bewährungshelferin. Sophie. Seine Ansprechpartnerin beim Justizministerium.“

Felicia blickte auf. „Er hat einen Kontakt im Ministerium? Seit wann?“

„Da die Kommissarin eine Empfehlung ausgesprochen hat. Es ist alles informell. Sie behält die Sache nur im Auge, um zu verhindern, dass es noch schlimmer wird.“ Veronica sah ihre Tochter an. „Ich habe es dir nicht gesagt, weil ich es nicht noch schlimmer machen wollte, als es ohnehin schon war.“

"Mama."

"Ich weiß."

Die
Wäscheleine

von
Maxwell Voss

Kapitel 1

William Thomson hatte breite Schultern und ein herzliches Lachen. Er war jemand, zu dem sich jeder in der Gruppe hingezogen fühlte. Mit seinen 27 Jahren war er groß und kräftig gebaut – eine Statur, die eher an körperliche Arbeit im Freien als an Fitnessstudios erinnerte. Tatsächlich trieb er aber beides: dreimal die Woche joggen, donnerstags Krafttraining und sonntagmorgens Fußball mit demselben lockeren Freundeskreis aus Studienzeiten. In der Projektmanagementfirma, in der er seit seinem Abschluss stetig aufgestiegen war, galt er als jemand, der Dinge anpackte, ohne dabei viel Aufhebens darum zu machen. Sein Chef nannte ihn zuverlässig. Seine Kollegen schätzten ihn als angenehme Gesellschaft. Seine Freunde nannten ihn Will.

Er war beliebt, weil er aufrichtig gemocht und nicht nur geduldet wurde, und das überraschte niemanden, der zehn Minuten mit ihm verbracht hatte. Er gab die Runde aus, ohne darauf zu achten, wer was schuldete. Er erinnerte sich an die Dinge, die ihm die Leute erzählten: das nervöse Vorstellungsgespräch, den kranken Elternteil, den Hund, den sie einschläfern lassen mussten. Er fragte im richtigen Moment danach, nicht aus Berechnung, sondern weil er wirklich zuhörte. Die Menschen fühlten sich in seiner Gegenwart aufgehoben, ohne genau sagen zu können, warum, und diese Eigenschaft, die er weder gezielt entwickelt hatte noch leicht hätte erklären können, hatte ihn in jeder Gruppe, der er je angehört hatte, stillschweigend unentbehrlich gemacht.

Das Einzige, was alle stutzig machte, was gelegentlich ausgesprochen und noch öfter gedacht wurde, war die Tatsache, dass er keine Freundin hatte. Mit siebenundzwanzig, gutaussehend, kontaktfreudig, offensichtlich kein Frauenschwarm – denn Frauen mochten ihn ganz offensichtlich –, besaß er diese natürliche Ausstrahlung, die manche Männer unbewusst haben, und doch:

Die Wäscheleine

nichts. Kein Anzeichen für eine Freundin. Als sein Freund Marcus ihn nach einer langen Kneipennacht direkt darauf angesprochen hatte, hatte William gelächelt und etwas so geschickt Ausweichendes gesagt, dass Marcus völlig ahnungslos nach Hause gegangen war. Als Jess, die er seit dem ersten Studienjahr kannte, sich einmal gegenüber ihrem Freund gefragt hatte, ob William vielleicht schwul sei, hatte ihr Freund geantwortet, er glaube es nicht, könne aber nicht sagen, warum, und das Gespräch sei in eine andere Richtung gegangen. Es gab eine Version von Marcus' Theorie, die halb ernst gemeint, halb scherzhaft war, und William nahm sie wahr, wie man ein entferntes Geräusch wahrnimmt – nicht beunruhigend, einfach da.

Die Wahrheit war nicht, dass er schwul war. Die Wahrheit war etwas ganz anderes.

Donnerstags nach der Arbeit ging er mit vier oder fünf Kollegen für eine, manchmal auch zwei Stunden in den Pub in der Nähe des Büros. Er trank ein Bier, gelegentlich zwei, immer langsam, und war stets derjenige, der vorschlug, zu gehen, bevor es zu laut wurde. Mit seiner typischen, gutmütigen Lässigkeit stand er auf, um zu gehen, und niemand störte sich daran, denn es war keine Unhöflichkeit; es war einfach William, wie er eben war. Gegen halb acht war er wieder zu Hause.

Was im Pub niemandem auffiel, was auch niemandem in seinem Bekanntenkreis je aufgefallen war, war die kaum sichtbare Wölbung am Hosenbund, wo sein Hemd steckte. Es war nichts Auffälliges. Er trug gut geschnittene Kleidung und bewegte sich selbstsicher. Und selbst wenn sein unterer Rücken leicht gewölbt war, deutete nichts darauf hin, dass es sich um etwas anderes als die normale Statur eines Mannes mit guter Haltung und kräftiger Statur handelte. Er hatte so lange Windeln getragen, dass sich sein Gang einfach daran angepasst hatte. Kein Watscheln, kein vorsichtiger Gang, keine verlegene Befangenheit. Es war so natürlich wie Atmen.

Die Wäscheleine

Nur sonntagmorgens verzichtete er darauf. Er zog sich um, bevor er zum Fußball ging – diese eine Ausnahme, diese anderthalb Stunden gewöhnlicher Blasenkontrolle, die ihn mehr Konzentration kosteten, als es irgendjemand anderem gekostet hätte, etwas wirklich Schwieriges zu tun. Er spielte gut, trotz, oder vielleicht gerade deswegen; die Konzentration verlieh seinem Spiel eine Zielstrebigkeit, die andere seinem Kampfgeist zuschrieben. Er war ein guter linker Mittelfeldspieler, und er wusste es und machte kein Aufhebens darum. Nach dem Spiel zog er sich vor der Heimfahrt, auf dem Beifahrersitz seines Autos mit der Trainingstasche im Kofferraum, schnell und mit der geübten Leichtigkeit einer langen Gewohnheit um. Niemand sah es. Niemand schaute zu.

Seine Blasenkontrolle war, klinisch betrachtet, technisch ausreichend. Darüber hatte er sorgfältig nachgedacht, so wie er über Dinge nachdachte, bei denen er ehrlich zu sich selbst sein musste. Er konnte den Morgen ohne Zwischenfälle überstehen, wenn er sich konzentrierte. Er konnte ein Meeting bewältigen. Sieben Jahre lang hatte er einen ganzen Sonntagmorgen Fußball ohne Probleme gespielt. Aber es erforderte Anstrengung auf eine Art, die sich falsch anfühlte, die falsche Art der Anstrengung, wie gegen eine Strömung zu schwimmen, gegen die man gar nicht schwimmen musste. Windeln ergaben einen Sinn, der tiefer ging als Bequemlichkeit, tiefer als Komfort, er hatte längst aufgehört, genau zu benennen. Sie gehörten ihm. Er gehörte ihnen. So war es einfach.

Und der Grund, warum er keine Freundin hatte, warum er auswich, lächelte und nichts Hilfreiches sagte, wenn man ihn fragte, war nicht, dass er sich nicht vorstellen konnte, jemanden zu finden, nicht, dass er dazu unfähig wäre. Es war vielmehr so, dass das erste ehrliche Gespräch irgendwann zu etwas führen musste, und er wusste nicht, wie er damit umgehen sollte. Also hielt er sich bedeckt. Er ging nach Hause. Dort war er glücklich. Er war weder einsam noch unzufrieden.

Die Wäscheleine